
Qualitative Forschung. Ein Weg zu einer kritischen Psychologie? Eine Podiumsdiskussion

16

Morus Markard, Günter Mey, Julia Scholz, Stefan Thomas,
Jonas Rüppel und Tom David Uhlig

Tom David Uhlig: Herzlich Willkommen zur letzten inhaltlichen Veranstaltung des Kongresses *Die Unberechenbarkeit des Subjekts*. Während wir in den Vorlesungen der vergangenen Tage theoretische Ansätze kritischer Psychologie kennengelernt hatten, haben wir uns in Workshops mit verschiedenen qualitativen Forschungsmethoden auseinandergesetzt. Nun gilt es, beides noch einmal explizit aufeinander zu beziehen. Es scheint einerseits eine Affinität zwischen qualitativen Methoden und kritischer Psychologie zu geben; andererseits scheint zugleich

M. Markard (✉)

Freie Universität Berlin, 14195 Berlin, Deutschland

E-Mail: mmarkard@zedat.fu-berlin.de

G. Mey

Hochschule Magdeburg-Stendal, 39576 Hansestadt Stendal, Deutschland

E-Mail: guenter.mey@hs-magdeburg.de

J. Scholz

51149 Köln, Deutschland

E-Mail: j.scholz@uni-koeln.de

S. Thomas

Fachhochschule Potsdam, 14467 Potsdam, Deutschland

E-Mail: stefan.thomas@fh-potsdam.d

J. Rüppel

Institut für Soziologie, Goethe-Universität Frankfurt am Main, 60323 Frankfurt am Main, Deutschland

E-Mail: rueppel@em.uni-frankfurt.de

T.D. Uhlig

60314 Frankfurt am Main, Deutschland

E-Mail: tom.d.uhlig@gmail.com

Konsens zu sein, dass qualitative Methoden nicht per se kritisch und quantitative nicht per se affirmativ sein müssen. Nun soll es um das genaue Verhältnis zwischen qualitativer Forschung und kritischer Psychologie gehen. Worin gründet die postulierte Affinität und was sind die Potenziale und Grenzen qualitativer Forschung in der Perspektive kritischer Psychologien? Diese Diskussion ist für uns auch hochschulpolitisch motiviert: Es geht darum herauszufinden, ob die Etablierung qualitativer Forschung in der akademischen Psychologie zu einem Ausbau und einer Etablierung kritischer Psychologien an den Hochschulen beitragen könnte. Könnte qualitative Forschung als ein Sprungbrett kritischer Psychologien fungieren, ihre Etablierung ein erster Schritt auf dem Weg zu kritischen Psychologien? Bei der Diskussion werden wir folgendermaßen vorgehen: Zunächst werden alle Podiumsmitglieder ein kurzes Statement zur Thematik abgeben, anschließend werden wir die Diskussion zwischen den Podiumsmitgliedern und dem Publikum eröffnen.

Ich darf zunächst unseren ersten Referenten vorstellen. Prof. Dr. Günter Mey ist seit 2009 Professor für Entwicklungspsychologie an der Hochschule Magdeburg-Stendal und Leiter des Instituts für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie Berlin, das seit 2005 jährlich das Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung unter seiner Federführung ausrichtet. Von seinen Veröffentlichungen ist für die heutige Debatte das *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*, das er im Jahr 2010 zusammen mit Katja Mruck herausgegeben hat, von besonderer Bedeutung. Günter Mey kann als einer der profiliertesten Vertreter qualitativer Forschung in der deutschsprachigen Psychologie gelten. Daher möchten wir Sie, Günter Mey, gerne nach dem *status quo* qualitativer Forschung in der Psychologie fragen: Wie schätzen Sie den Stellenwert qualitativer Forschung in der universitären Psychologie ein? Wo wird derzeit qualitativ-psychologisch gearbeitet, wie werden diese Arbeiten rezipiert und welche Veränderungen erwarten Sie in der näheren Zukunft?

Günter Mey: Im Grunde ist die Frage, die Sie an mich richten, einerseits relativ leicht und andererseits relativ schwer zu beantworten. Vor dem Hintergrund meiner vielfältigen eigenen Arbeiten – meinen Lehrangeboten zu qualitativer Forschung an deutschen Hochschulen, der Herausgabe der internationalen Zeitschrift *Forum Qualitative Research/Forum: Qualitative Social Research* und anderer Initiativen, wie etwa dem *Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung* – kann ich mich nie entscheiden, ob ich mit Blick auf die Psychologie das Erfolgsnarrativ oder das Marginalisierungsnarrativ erzählen soll. Angesichts des trüben Wetters habe ich mich heute entschieden, das Positive hervorzuheben, also das Erfolgsnarrativ zu präsentieren, zumindest damit zu starten: Also, wenn es Studierenden gelingt, eine Veranstaltung wie diese hier zu organisieren, wenn es

dabei gelingt, relativ viele ehemals und bis heute in der Psychologie beheimatete Wissenschaftler*innen zu finden, die etwas zu qualitativer Forschung und kritischer Psychologie zu sagen haben, dann kann es so schlecht um das Fach nicht bestellt sein. Das als Vorbemerkung vorweg. Aber darüber hinaus gibt es ganz klassische Distributionskriterien, die etwas über den Verbreitungsgrad von qualitativer Forschung in der Psychologie aussagen. Ein Distributionskriterium sind Publikationen. Es gibt mittlerweile schon relativ lange die Monografien von den Psychologen Philipp Mayring (2002) und Uwe Flick (2007), die mittlerweile in der fünften bzw. vierten Auflage erschienen sind. Darüber hinaus hat Franz Breuer bereits 1996 ein beeindruckendes Buch mit dem Titel *Qualitative Psychologie* vorgelegt, das einen reflexiven Blick auf psychologische Forschung wirft. Im Jahr 2010 kam noch – nachdem ich bereits ein *Handbuch Qualitative Entwicklungspsychologie* (Mey 2005) editiert habe – das von Ihnen gerade erwähnte *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (Mey und Mruck 2010) dazu, das ich gemeinsam mit Katja Mruck herausgegeben habe. Letzteres verkauft sich sogar recht gut, wie mir der Verlag grade mitteilte, das heißt, es gibt viele Personen, die es lesen wollen – es gibt also einen Bedarf an qualitativer Forschung. Wenn ich dann noch das aus der Psychologie heraus adressierte *Forschungsmethoden und Evaluation* von Nicola Döring und Jürgen Bortz (2016) nehme, unterstreicht das meine Einschätzung. Denn grade in diesem Buch, das in der Mitte der Psychologie rezipiert wird, weiten sich die Kapitel zu qualitativer Forschung von Auflage zu Auflage aus. Dies alles ließe sich als ein Hinweis auf eine gewisse Etablierung, auf ein ‚Angekommensein‘ von qualitativer Forschung in der Psychologie deuten. Das wichtigste Indiz für diese Tendenz aber bleibt das anhaltende Interesse und die steigende Nachfrage bei den sogenannten Nachwuchswissenschaftler*innen – und dazu rechne ich insbesondere auch Studierende –, die mit qualitativen Methoden arbeiten wollen. Jürgen Rost, Herausgeber der quantitativen Zeitschrift *Methods of Psychological Research*, hat sich sogar vor diesem Hintergrund zu dem Eindruck hinreißen lassen, dass qualitative Forschung angesagt und quantitative Forschung out sei (Rost 2003, Abs. 40). Trotz des von mir entfalteten Erfolgsnarrativs schätze ich das Kräfteverhältnis doch weiterhin anders ein. Wenn man sich etwa auf Tagungen der *Deutschen Gesellschaft für Psychologie* bewegt, ist das Dominanzverhältnis zwischen quantitativ und qualitativ doch relativ klar. So wurde meine Arbeitsgruppe auf dem DGPs-Kongress in Bremen beispielsweise der kleinste Raum zugewiesen – der war dann zwar überfüllt, aber es blieb erst mal der kleinste Raum (und zudem noch an einer Randzeit gegen Ende der Tagung platziert). Programmkomitees steuern auch über solche Zuordnungen, oder wenn keine Absicht unterstellt wird, drückt sich darin ihre Unkenntnis über Bedarfe und Nachfragen aus. Wenn

allerdings gegenüber Büchern andere Verbreitungsgrade betrachtet werden, wird schnell deutlich, dass das Erfolgsnarrativ nicht überstrapaziert werden sollte. Dies zeigt sich insbesondere, wenn wir den Blick in die Universitäten richten. Es gibt dort wenig bis keine Lehrstühle, die mit Personen besetzt sind, die für qualitative Forschung stehen oder ein qualitatives Forschungsprofil aufweisen. Das findet sich dann eher noch an den sogenannten ehemaligen Fachhochschulen, die heute alle Hochschulen (oder University of Applied Sciences) heißen. An Universitäten findet sich qualitative Forschung meistens eher in so einer Art Zungenschlag auf *mixed methods* – qualitative Forschung alleine geht im Grunde nicht. Damit haben wir ein strukturelles Problem, denn solange Professuren nicht mit Personen besetzt sind, die qualitativ forschen, gibt es auch kaum Gutachter*innen in Förderinstitutionen, die eine begründete Einschätzung darüber abgeben können, wie qualitative Forschung zu betreiben ist. In Gutachter*innengremien haben sie derzeit also relativ viel Halbwissen darüber, was qualitative Forschung ist, und damit natürlich auch nicht die Möglichkeit, profunde, qualitative Forschungsprojekte in der Psychologie gefördert zu bekommen. Zudem scheinen auch die großen Fachgesellschaften kein Interesse zu haben, an dieser Situation etwas zu ändern. Dies zeigt sich etwa an dem seitens des *Berliner Methodentreffens* initiierten *Memorandum für eine fundierte Methodenausbildung*¹, das von 20 sozialwissenschaftlichen Gesellschaften ratifiziert wurde – etwa von allen großen soziologischen Gesellschaften in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Demgegenüber wollte keine der psychologischen Gesellschaften – weder die deutsche, noch die österreichische oder die schweizerische – dieses Memorandum unterzeichnen (unterstützt wurde es aber von den „kleineren“ Fachverbänden, wie der Neuen Gesellschaft für Psychologie, der Gesellschaft für Kulturpsychologie und der Gesellschaft kritischer Psychologinnen & Psychologen). Eine Begründung für die Zurückhaltung der „großen“ Fachverbände war, dass es gar nicht ausreichend Personal gäbe, um die Inhalte, die das Memorandum mit Blick auf die Lehre zu qualitativen Methodologien und Methoden formuliert, umzusetzen. Insofern haben wir aus einer Vogelperspektive betrachtet im Grunde zwei entgegengesetzte Bewegungen: Einerseits wirkt es so, als ob qualitative Forschung sich aus der Peripherie mehr in das Zentrum der Psychologie hin ausdehnt. Andererseits scheint sich das Misserfolgsnarrativ auf lange Sicht fortzusetzen, wofür insbesondere die fehlende Präsenz qualitativer Forschung an den Universitäten und in den Gutachter*innengremien spricht. Die Ausdehnung qualitativer Forschung in das

¹<http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/memorandum/> (Zugegriffen: 18.02.2016), siehe auch Mey und Mruck 2014.

Zentrum der Psychologie ist darüber hinaus insofern eingeschränkt, als es sich zumeist um eine relativ harmlose Form qualitativer Forschung handelt. Wenn qualitative Methoden in der Psychologie Anwendung finden, dann überwiegend so, dass sie wie theorielose Werkzeuge eingesetzt werden (und damit etwa Interviews statt Fragebögen eingesetzt werden, in einem objektivistischen bzw. positivistischen Verständnis), jedoch nicht den Essentials qualitativer Forschung folgen, also Momenten wie ‚Fremdheit‘, ‚Kommunikation‘, ‚Offenheit‘, ‚Egalität‘ oder ‚Partizipation‘ und vielen anderen Rechnung getragen wird.

Jonas Rüppel: Vielen Dank für diesen fundierten Überblick! Wir würden jetzt mit Prof. Dr. Stefan Thomas fortfahren. Stefan Thomas ist Professor für Empirische Sozialforschung und Soziale Arbeit an der Fachhochschule Potsdam und hatte zuvor im Bereich klinische Psychologie und Gemeindepsychologie an der FU Berlin promoviert. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Wissenschaftstheorie, Sozialpsychologie und Ethnografie sowie partizipative Forschung. Im Jahr 2010 ist von ihm das Buch *Exklusion und Selbstbehauptung – Wie junge Menschen Armut erleben* erschienen. Wir würden Sie, Stefan Thomas, bitten, darzustellen, wie Sie die Potenziale qualitativer Forschung für eine kritische, emanzipatorische Psychologie einschätzen. Was könnte ein emanzipatorischer Gehalt qualitativer Forschung sein und welche Perspektive könnte sie eröffnen?

Stefan Thomas: Ich bedanke mich, hier meine Vorstellung einer kritischen, qualitativen Psychologie vorstellen zu können. Wir wurden ja zu der Konferenz eingeladen, weil angenommen wurde, dass wir unterschiedliche Positionen zum Verhältnis von qualitativer Forschung und kritischer Psychologie einnehmen. Der mir zugewiesen „Job“ lautet, das kritische Potenzial qualitativer Forschung darzustellen. Ich möchte also mit der Frage beginnen: „Hat qualitative Forschungsmethodik einen kritischen Anspruch, der ihr immanent ist?“ Entgegen des mir zugewiesenen „Jobs“ ist meine Antwort zunächst, dass dies allein mit Blick auf die qualitative Forschungslandschaft klar zu verneinen ist. Wenn ich exemplarisch das Feld der Ethnografie, der teilnehmenden Beobachtung herausgreife, dann zeigt sich, dass Ethnografie eine Methode ist, die idealtypisch Ansprüche qualitativer Forschung realisiert; so etwas wie ‚Offenheit‘ und das ‚Prinzip der Kommunikation‘. Um sich den kritischen Anspruch ethnografischer Forschung anzuschauen, lassen sich beliebig ein paar Forschungsprojekte herausgreifen. Dazu gehören etwa so unterschiedliche Projekte wie *Auf Stöckelschuhen: Zur Praxeografie des Tango-Tanzens* (Littig 2012) und *Das Frankfurter Bahnhofsviertel: Devianz im öffentlichen Raum* (Benkel 2010).

Meines Erachtens hat qualitative Forschung einen bestimmten Gegenstand und ein bestimmtes Gegenstandsverständnis: Es geht einerseits um die Erforschung von soziokulturellen Bedeutungen in der Sozialwelt und andererseits um die

subjektive Sinnperspektive. Mit Blick auf die genannten Forschungsprojekte zeigt sich meines Erachtens, dass kulturelle Bedeutungen und subjektiver Sinn sich schnell zu Trivialitäten des Alltags verkürzen können, für die man sich interessieren kann, sicherlich aber nicht muss. Aber warum interessieren wir uns wiederum für Kritik? Zur Bestimmung des Verhältnisses von Wissenschaft und Kritik möchte ich zwei Ebenen der Kritik benennen, die auch Relevanz für die qualitative Sozialforschung haben. Meines Erachtens lässt sich sehr gut eine epistemologische und eine normative Kritik unterscheiden. Was ist damit gemeint?

Die epistemologische Kritik begründet Wissenschaft von Anbeginn, indem Wahrheit und Wissen auf Empirie zurückgeführt wird. Wissenschaft zeigt sich in der positiven Form als Wissensgebäude, der *Modus Operandi* findet sich aber in der Kritik und Prüfung von Wissen. Ein Zeugnis dieser Ursprünge dieser modernen wissenschaftlichen Denkart, die Kritik und Skepsis in den Mittelpunkt methodischer Erkenntnis stellt, findet sich sehr anschaulich in Descartes' *Meditationen* (2009). Descartes, der beim Philosophieren an seinem Schreibtisch vorm Kamin sitzt, befällt mit einem Mal ein radikaler Zweifel, als er mit der Frage beschäftigt aufblickt, was in aller Klarheit und Deutlichkeit überhaupt zu erkennen sei. Der Zweifel als Methode entzieht – in der kontemplativen Reflexion – der erfahrbaren Existenz von Sessel, Schlafrock, Feuer und Papier jede Gewissheit. Und doch war es für Descartes im Jahr 1641 noch möglich, sich der Existenz dieser Welt durch den Glauben an Gott sofort wieder zu vergewissern, denn Gott als unfehlbares Wesen kann kein Lügner und Betrüger sein, sodass auch die Welt keine Illusion und Täuschung sein darf. Dass dieser epistemologischen Kritik auch ein großes emanzipatorisches Potenzial zu eigen ist, zeigt sich daran, dass die Wissenschaft die Religion als legitimes Welterklärungs- und -auslegungssystem beerbt hat. Die Wahrheit, die bis dahin sonntäglich in der Messe verkündet wurde, fußte auf dem Glauben, d. h. auf einer intuitiven und naiven Gewissheit von der Welt und ihrem Ursprung. Der nachtschattige Glaube begründete sich aus der Auslegung der Bibel – im Fall der römisch-katholischen Kirche aus dem Wort des Stellvertreter Gottes auf Erden, dem Papst. Galileo Galilei etwa, ein weiterer wichtiger Wegbereiter wissenschaftlichen Denkens, war unter anderem ein guter Linsenschleifer, was ihm die Konstruktion von – für damalige Verhältnisse – hochauflösenden Teleskopen erlaubte. Das demokratisierende Potenzial einer auf Erfahrung fußenden Erkenntnis besteht nun darin, dass jede*r selbst die Aussage überprüfen kann, die Galilei respektive die Wissenschaftler*in macht, indem sie auch einmal einen Blick durch das Teleskop wirft. Zur Aufgabe von Wissenschaft wird es, durch das Prüfen von Wissen jede fraglos hingenommene Geltungsbasis kritisch zu hinterfragen.

Rückbezogen auf die Frage nach dem kritischen Potenzial von qualitativer Sozialforschung für die Psychologie zeigt sich, dass qualitative Methodik gerade in dieser Hinsicht am wenigsten zu bieten hat. Zur epistemologischen Kritik fällt ihr wenig mehr ein als ‚Reflexivität‘, weil sich die Forscher*in selbst als das Erkenntnisinstrument zu begreifen hat, da ihre Erfahrung in und mit der sozialen Welt zu Daten werden. Reflexion verbleibt ein subjektivistisches Konzept, wenn die Rationalitätsansprüche nicht selbst wieder begründet, mit einer wissenschaftlichen Fundierung versehen werden. Ich denke, das ist eine der großen Herausforderungen qualitativer Sozialforschung. Und doch ist es für den qualitativen Forschungsprozess von zentraler Bedeutung, dass die Forscher*in selbst ihre Position im Feld reflektiert, sodass sie die „objektiven“ Beziehungen, Identifikationen und Distanzen zu ihrem Forschungsgegenstand anzugeben weiß. Und dennoch beschränkt sich Sozialwissenschaft nicht auf die Produktion von positivem Wissen.

Im nächsten Schritt möchte ich daher auf die normative Kritik kommen. Luc Boltanski unterscheidet in seinem Buch *Soziologie und Sozialkritik* (2010) zwei Ebenen der Kritik: einmal die Alltagskritik, und dann die Metakritik. Ausgangspunkt für Wissenschaft ist die Alltagskritik, und damit die Frage nach den Beschränkungen individueller Interessens- und Individualitätsentfaltung sowie den auftretenden Formen sozialen Leidens. Der normative Gehalt der Kritik hat hier ihren Ursprung, weil es letztlich das Individuum ist, das sich vor dem Hintergrund seiner Wertsetzungen, seiner Ansprüche um seine Vorstellungen eines guten und schönen Lebens betrogen sieht. Bourdieus Studie *Das Elend der Welt* (1997) gibt ein schönes Zeugnis davon, wie soziale Zumutungen aus Perspektive der betroffenen Subjekte selbst erfahren werden. Die Stärke der Studie besteht gerade darin, dass mit der analytischen Kraft, die allein qualitativer Forschung zu eigen ist, die französische Gegenwartsgesellschaft vom Standpunkt der lebensweltlichen Erfahrungen der Subjekte seziert wird. Bourdieu geht hier vom Standpunkt der kritischen Sozialpsycholog*in aus, die eine Beschreibung gesellschaftlicher Missstände gibt. In der kommunikativen Verständigung im Interview geht es ihm darum, sich „an den Ort zu versetzen, den der Befragte im Sozialraum einnimmt, um ihn von diesem Punkte aus zu fordern und von dort aus sozusagen für ihn Partei zu ergreifen“ (ebd., S. 786). Um die in der Lebenspraxis sich artikulierende Alltagskritik, also die subjektive Erfahrung gesellschaftlicher Lebens- und Leidensbedingungen für eine kritische Psychologie positiv aufzuheben, hat eine qualitative Sozialforschung sicherlich mehr zu bieten, denn der qualitativen Sozialforschung geht es gerade um kulturelle Bedeutungen und subjektiven Sinn. Es wäre aber verkehrt – wie Bourdieu – allein bei der Zurschaustellung des alltäglichen Elends und Leidens in gesellschaftskritischer Absicht stehen zu bleiben.

Kritischer Wissenschaft geht es in der Perspektive der Metakritik um mehr, nämlich um die Gewinnung von reflexivem Wissen. Wissenschaft wird reflexiv in Bezug auf die untersuchte soziale Lebenspraxis, indem sie sich für die Bedingungen der Möglichkeit von Realität interessiert. Dabei kann sie nicht bei der formulierten Alltagskritik stehen bleiben, die sich immer aus der konkreten Betroffenheit, das heißt, ihrer lokalen, partikulären Fixierung als lebendige Erfahrung begründet. Die Metakritik braucht analytische Distanz, ohne aber den Bezug zu den konkreten Leidenserfahrungen aufzugeben. Und damit muss sich Wissenschaft auch ihres eigenen normativen Standpunkts vergewissern, der über die Empörung des punktuellen Betroffenen-Seins hinausgeht. Qualitative Sozialforschung setzt an dem vorreflexiven Wissensstand der Lebenspraxis an, also an den der Alltagskritik zugrunde liegenden Erfahrungen. In einem zweiten, analytischen Schritt aber zielt sie darauf, diese subjektiven Erfahrungen von Verkürzungen und Einseitigkeiten zu befreien und in ihrer Systematik und Allgemeingültigkeit zu rekonstruieren. Das heißt in diesem Zusammenhang: diese zur Metakritik zu verallgemeinern. Aufgabe der Wissenschaft ist es, eine Metaperspektive zu konstruieren, das heißt: Objektivität wird sich nur in dem Rahmen einstellen, wie die individuellen Perspektiven, die Vielfalt an Sichtweisen und Stimmen des Feldes in einer kongruenten, sozial geteilten Perspektive zueinander in Beziehung gesetzt werden. Es geht gerade darum, durch Abstraktion von den lokalen, partikulären Kontextbedingungen die Strukturen herauszuarbeiten, das heißt die Gesellschaftsstrukturen, die den Handlungsspielraum, die Beschränkungen und Zumutungen individueller Existenzbewältigung bedingen.

Und doch ist die Kritik nicht aus der Methode zu begründen, wie ich in meinem Fazit jetzt in aller Kürze ausführen will. Den Beitrag, den qualitative Sozialforschung für eine andere, eine kritische Psychologie leisten könnte, besteht darin, dass diese sich gerade auf der Ebene der normativen Kritik als produktiv erweist. Das Aufgreifen und Aufheben einer Alltagskritik und eine Verallgemeinerung dieser zur Metakritik leistet aber nicht die Methode selbst. Hierzu bedarf es einer theoretischen Begrifflichkeit, die sich einerseits im Zueinander von Empirie und Abstraktion bildet, die andererseits aber über den konkreten Einzelfall hinausgeht und selbst Standpunkt bezieht. Die Metakritik muss nämlich angeben können, wo auf der strukturellen Ebene überhaupt die Formen der Verkürzung und Beschädigung von Lebensinteressen verortbar sind. Das bedeutet zugleich, dass sie auch angeben muss, wo normative Ansprüche an die Führung eines guten und schönen Lebens verletzt werden, was es überhaupt heißen kann, ein unbeschädigtes Leben zu führen. Mein Fazit lautet: Die qualitative Methode verhält sich äußerlich gegenüber dem Inhalt, die Kritik begründet sich aus der Art und Weise der theoretischen Betrachtung. Aber: Eine kritische Psychologie als

Metakritik muss die Bedingungen der Möglichkeit für soziales Leiden angeben können, zugleich diese aber mit den konkreten Erfahrungen von sozialem Leid, mit der Alltagskritik verbinden können. Und in dieser dialektischen Denkfigur ist eine qualitative Sozialforschung sicherlich mehr zu Hause als die quantitative.

Tom David Uhlig: Vielen Dank! Nächster Referent ist Prof. Dr. Morus Markard, mit dessen Namen sich wie mit kaum einem anderen die Schule der Kritischen Psychologie mit großem „K“ verbindet. Morus Markard lehrt im Studiengang Psychologie an der FU Berlin und hat im Jahr 2009 die erste umfassende *Einführung in die Kritische Psychologie* (Markard 2009) publiziert. Ich würde die Frage direkt weitergeben: Wie verhalten sich aus Perspektive der Kritischen Psychologie Kritik und qualitative Forschung zueinander? Welche Möglichkeiten und Grenzen bietet qualitative Forschung aus Ihrer Perspektive für eine kritisch-emanzipatorische Psychologie?

Morus Markard: Kritik, also kritisch zu sein, ist eigentlich mittlerweile eine allgemeine Vorstellung. Es gibt niemanden, der von sich behaupten würde, unkritisch zu sein. Wenn ich fragen würde „Wer von euch ist denn unkritisch?“, würde wahrscheinlich keiner aufzeigen. Das liegt auch schon im Wissenschaftsbetrieb begründet, da alle Ansätze sich gegenseitig kritisieren. Der Kritikbegriff, von dem ich ausgehe, ist – glaube ich – demjenigen ähnlich, der eben als ‚normativ‘ dargestellt worden ist, nämlich Kritik als der Zusammenhang von Wissenschafts- und Gesellschaftskritik. Daraus ergibt sich in gewisser Weise schon, dass das Methodenproblem ein nachgeordnetes ist. 1994 stellte sich Carl Friedrich Graumann die ihn selber beunruhigende Frage, ob die Psychologie überhaupt schon eine paradigmatische Wissenschaft sei oder nicht vielmehr eine vorparadigmatische. Da hat er sich natürlich auf das Modell von Kuhn in *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (2003 [1962]) bezogen, das sieht ja folgendermaßen aus: Es gibt erstens die *vorparadigmatische Phase* oder *Protowissenschaft*, in der es primär um die Suche nach Methoden, Problemen und Lösungswegen geht. Zweitens die *normale Wissenschaft*, d. h. die Etablierung einer Wissenschaft, *scientific community* als die große Gleich- und Weichmacherin, dann ein gewisses, als verbindlich angesehenes System von Begriffen und Methoden. Dann gibt es die *Krise des Paradigmas*, es tauchen vereinzelt konkurrierende Theorien auf, die vielleicht neue Lösungen anbieten, und dann – in der Kombination der Krise des Alten mit dem Neuen – entwickelt sich ein neues Paradigma. Und dann geht das sozusagen immer so weiter. Wenn sich die Etablierung der Normalwissenschaft also in einem mehr oder weniger als verbindlich angesehenen System von Begriffen und Methoden zeigt, dann könnte man doch sagen, dass das auch in der Psychologie der Fall ist. In diesem Fall hätte Graumann also eigentlich Unrecht. Hat er aber nicht – und zwar aus folgendem Grund: Weil sich diese Etablierung, die wir alle

irgendwie aus dem Studium kennen, im Wesentlichen der *administrativen* Verdrängung wissenschaftlicher Alternativen und damit verbundener Methoden verdankt. Die Entwicklung der Psychologie ist also nicht die Durchsetzung des besseren Arguments, sondern die administrative Durchsetzung einer bestimmten Konzeption. Man kann das auch so sagen: In der Psychologie-Geschichte blieben grundlegende Kontroversen inhaltlich unerledigt, was u. a. in den bis ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Auseinandersetzungen über nomothetisch vs. idiografisch und jetzt neuerdings eben qualitativ vs. quantitativ, Natur- vs. Geisteswissenschaften zurückverfolgen lässt. Dabei hat es – über die Rektoratsrede Windelbands (1894) – die Psychologie geschafft, die Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaft – die ja gedacht war als eine Unterscheidung des Systems der Wissenschaften – in sich selber reinzuziehen, wobei dann der Naturwissenschaftsbegriff eigentlich mit Naturwissenschaft im engeren Sinne vergleichsweise wenig zu tun hat und eigentlich ein prestigeträchtiger binnenpsychologischer Kampfbegriff wurde, der zur ideologischen Stützung des experimentell-statistischen Schemas dient. Jedenfalls kann er zum Verständnis von Natürlichkeit und Gesellschaftlichkeit menschlicher Existenz kaum beitragen. Manchmal schimmert das Wissen um die Unerledigtheit der Kontroversen noch durch; zum Beispiel stellten die Herausgeber eines Sonderheftes des *European Journal of Social Psychology* 1989 fest, es gebe zwei Sozialpsychologien, die bei sehr wenig Interaktion nebeneinander existieren: einmal das naturwissenschaftlich orientierte, alte Paradigma und ein neues mit dem Ansatz, soziales Verhalten selber als diskursive Aktivität zu sehen, die zur Konstruktion von Bedeutung führt – mit entsprechenden Methoden (vgl. Rijsman und Stroebe 1989). Die Schönfärberei des Artikels bestand darin, so zu tun, als wenn das ein gleichberechtigtes Nebeneinander wäre, was wirklich nicht der Fall ist. 1970 ist die *Zeitschrift für Sozialpsychologie* mit dem Vorhaben angetreten, unterschiedliche Richtungen zu präsentieren. Die Gründungsherausgeber standen für Mainstream-Psychologie (Martin Irle), Mainstream-Methoden (Hubertus Feger), Phänomenologie (Carl Friedrich Graumann) und Kritische Psychologie (Klaus Holzkamp). Wenn man die Geschichte der Zeitschrift verfolgt, war sie die ersten 10 Jahre ausgesprochen interessant und dann war im Grunde dieser Impetus in gewisser Weise verschwunden. Was meine eigene Geschichte in der Berliner Psychologie angeht, ist Folgendes ganz interessant zu sehen: Als die beiden getrennten psychologischen Institute der FU Berlin – das ehemalige *Psychologische Institut* und das *Institut für Psychologie* – zusammengeführt wurden und klar war, dass es einen Clash der verschiedenen Ansätze geben wird, wurde vom Präsidenten der FU öffentlich folgende Position vertreten: „Die Neugliederung berücksichtigt, dass auch das Fach Psychologie von Spannungen und Kontroversen

zwischen theoretischen und methodologischen Paradigmen gekennzeichnet ist“ – was heißt: vorparadigmatischer Zustand –, „und seine wissenschaftliche Innovationskraft auch daraus bezieht. Aus diesem Grunde soll gewährleistet sein, dass die bisherigen Eigenheiten, die unterschiedlichen, konfligierenden Positionen und Ansätze, in den beiden bisherigen Instituten nicht eingegeben, sondern im künftigen neuen Rahmen institutionell bewahrt bleiben.“ Die Landeshochschulstrukturkommission schrieb, dass ein breites thematisches und theoretisches Spektrum der Psychologie als Vorteil angesehen und ein plurales Verständnis angemahnt werde. Im Positionspapier der *Freien Universität* hieß es dann noch weiter, dass es ungeheuer wichtig sei, die Wahrung der fachlichen Pluralität in den Vordergrund zu stellen. Alle Leute, die Berlin ein bisschen kennen, werden wissen, dass das alles relativ hohles Geschwätz war und davon so gut wie nichts übrig geblieben ist. Letztlich wurde das, was auch hier groß gefeiert wird – also die Möglichkeit, plurale Wissenschaft zu betreiben und dann tatsächlich in kontroversen Diskussionen und so weiter zu gucken, was sich durchsetzt – im Grunde administrativ beseitigt. Mir scheint es nun so zu sein, dass eine derartige Pluralität im Verständnis der Psychologie – was auch einen methodischen Pluralismus einschliesse – ein plurales und demokratisches Verständnis der Hochschule voraussetzt. Ein Verständnis zum Beispiel, in dem die Studierenden selber sich ein Bild von den unterschiedlichen Konzeptionen machen und dann selber ihr Bild der Psychologie synthetisieren können. Institutionelle Verhältnisse implizieren bekanntlich bestimmte Handlungsaufforderungen und auch -nahelegungen und deswegen ist es inhaltlich nicht gleichgültig, wie die Universität oder die Hochschule organisatorisch aussieht. Die Frage ist nämlich, ob intellektuelle Reflexivität permanent gegen die Hochschulstruktur durchgesetzt werden muss, die auf eine Verschulung des Studiums hinausläuft und Wissenschaft, Forschung und Lehre von demokratischen Eingriffen abzuschotten versucht, oder ob es in der Struktur der Hochschule als öffentliche Aufgabe angelegt ist, solche Debatten zu führen. Gerade an sogenannten Massenhochschulen mit ihren anonymisierenden und vereinzelnden Tendenzen bedürfte es eigentlich struktureller Erleichterungen und Ermunterungen, eigene Interessen einzubringen. Voraussetzung dafür sind eine wissenschaftspolitische Argumentationskultur, Organisations- und Mitbestimmungsformen, die es allen Beteiligten ermöglichen, ihre Interessen und Bedürfnisse zu artikulieren und zu demokratischen Entscheidungen beizutragen. Organisationsformen, in denen eine Gruppe – nämlich die der ProfessorInnen – sich für die Meinung der anderen gar nicht interessieren muss, weil sie sowieso eine strukturelle Mehrheit hat, sind das Gegenteil davon. Ich finde, dass autoritäre, starre, monolithische Auffassungen von Wissenschaft und undemokratische Strukturen der Hochschule zwei Seiten einer Medaille sind. Insofern sind solche

vernünftigen Entscheidungsstrukturen auch ein Moment demokratischer Wissenschaftsorganisation. Das wäre auch eine Voraussetzung dafür, dass sich die akademische Psychologie – und infolgedessen auch deren Alternativen – nicht in erster Linie methodisch definiert, sondern als ein Fach, in dem reflektiert wird, dass Psychologie den widersprüchlichen Zusammenhang von Natur-, Gesellschafts- und Individualgeschichte theoretisch und methodisch repräsentieren muss. Sie würde damit auch zwangsläufig zu der Frage kommen, wie das Verhältnis von Grundlagen, Grundbegriffen und Methoden zu behandeln ist. Im Hinblick auf die Frage der Podiumsdiskussion, ob qualitative Methoden ein Befreiungsschlag für die Psychologie sein könnten, ist meine Auffassung daher, dass es nicht in erster Linie eine methodische Frage ist, sondern eine grundlegendere. Insofern wäre ein wirklich plurales Methodenverständnis ein Befreiungsschlag aus dieser Krisenverdrängung, und dann würde das auch dazu führen, dass die Psychologie sich nicht mehr nur noch defensiv methodologisch versteht. Mein Eindruck ist, dass der Psychologie im Grunde klar ist, dass sie eine hoch problematische Wissenschaft ist und dass sie deswegen ihr Selbstverständnis aus einem bestimmten methodologischen Arsenal speist, aus dem allein die Wissenschaftlichkeit dieses Unternehmens sich ergeben soll. In dem Augenblick, wo man diese methodologischen Fragen in grundlegendere Fragen überführt, hätte man vielleicht eine andere Basis, und dann kommen natürlich die beiden Sachen, die meine Vorredner genannt haben, ins Spiel. Das würde aber heißen, dass man von der abstrakten Alternative „Natur- oder Geisteswissenschaft“ oder von einer Lehre, die wissenschaftliche Perspektiven zeigt und nicht irgendwelche Fakten vermittelt, die auch keine Fakten sind, sondern nur Fiktionen, wegkommen müsste. Das wäre für mich eine der zentralen Voraussetzungen dafür, dass man dann auch – quasi methodologisch und kategorial begründet – über die Wahl von Methoden diskutieren kann. Bei Bourdieu ist sehr klar zu sehen, dass sein *Elend der Welt* auf ganz bestimmten kategorialen Grundlagen basiert, vor deren Hintergrund er die Sachen diskutieren und transparent machen kann. Ich finde, Kritik hat immer zwei Teile: das ist einmal der „Glutkern der Kritik“ und der „Theoriekern der Kritik“. Der „Glutkern der Kritik“ ist die Empörung über den Zustand der Welt und „Theoriekern der Kritik“ ist der Umstand, dass man – auch um seine eigene Empörung zu verstehen – auf dem Stand der jeweiligen Theorien sein muss. Und da hat man in der Psychologie, glaube ich, begrifflich noch einiges zu entwickeln. Nach all meinen Erfahrungen, die ich jetzt seit Jahrzehnten habe in der Psychologie, würde ich sagen: im Wesentlichen sind das die Studierenden, die solche Sachen immer losgetreten haben. Insofern würde ich sagen: Also mal los und voran damit! Vielen Dank!

Jonas Rüppel: Vielen Dank auch für diesen Beitrag! Wir gehen jetzt zum letzten Statement. Dieses ist insofern ein bisschen anders, als die Referentin, Julia

Scholz, selbst längere Zeit am Methoden-Lehrstuhl der Universität Mannheim beschäftigt war. Sie hat im DFG-Projekt *Diskriminierung und Toleranz in Zwischengruppenbeziehungen* gearbeitet und seit Juli 2011 hat sie ein Graduiertenstipendium an der Uni Jena. Dort promoviert sie derzeit zum Thema *Gequeerte Psychologie. Die Möglichkeit einer Synthese*. Gemeinsam mit Anna Sieben bringt sie in Kürze das Buch *Queer-Feministische Psychologien: Eine Einführung* (Sieben und Scholz 2012) heraus. Wir freuen uns daher nun auf die Einschätzung des Verhältnisses von qualitativer Forschung und kritischer Psychologie aus der Perspektive einer queer-feministischen Psychologin, die sich bei ihrer Arbeit quantitativer Methoden bedient.

Julia Scholz: Ja, vielen Dank, dass ich hier sein kann, obwohl ich mich auch etwas untypisch auf dem Panel fühle. Es wurde gerade gesagt, dass ich aus einer quantitativen Tradition komme. Ich bin darin erst einmal aufgewachsen und muss mir immer so ein bisschen den Schuh anziehen, dass ich – wie ich glaube – sehr lange der Idee verfallen bin, dass man damit politische Ideen verfolgen kann. Und ich war sehr lange getriggert von interessanten Studien, die in der quantitativen Psychologie gemacht werden und scheinbar für politische Argumente verwendbar sind. Was heißt scheinbar? In bestimmten Fällen sind sie das durchaus! Aber trotzdem, diese Ergebnisse basierten alle auf einem quantitativen Paradigma, wie sie es alle kennen und kritisieren. Der Umgang mit den Versuchspersonen, mit den Stimuli, die man verwendet, mit den Konzepten, mit denen man umgeht – all das ist natürlich extrem unkritisch. Ich hatte immer die Hoffnung, als ich dann wissenschaftliche Mitarbeiterin bei dem großen DFG-geförderten Projekt *Diskriminierung und Toleranz* wurde, dass ich dachte: „Wow, da ist doch der Versuch da, eine Gesellschaftskritik mit Forschung zusammenzubringen!“ Obwohl dort viele tolle Projekte von tollen Menschen gemacht wurden, blieb aber letztendlich meine Kritik, dass sie in der konkreten Umsetzung der Projekte mit den Elementen, mit denen gearbeitet wird, nicht kritisch umgehen. Ich möchte ein Beispiel nennen: Ein Projekt befasste sich mit Migrant*innen in den Medien und den verzerrten Darstellungen und Auswirkungen davon. Es wird irgendwie ganz genau geguckt, was es für problematische Auswirkungen von verzerrten Darstellungen gibt. Aber zum Beispiel die Kategorie Migrant*innen wird überhaupt nicht problematisiert. Und das ist ja eine hochkomplexe Kategorie, mit der man sehr vorsichtig umgehen müsste, wie ich empfehlen würde. Und solche Stimuli werden einfach als gegeben akzeptiert. Ich habe mich also viel mit quantitativen Methoden beschäftigt und bin dennoch jetzt auf einen Ansatz gestoßen, der mir – wie ich glaube – erlaubt, mit quantitativen Methoden eine Forschung zu machen, deren notwendiger Bestandteil ein kritischer Standpunkt sein muss, weil es nicht mehr möglich ist, sich auf diese objektive Idee von „Wir haben damit nichts zu tun, das ist ja neutrale Forschung“ zurückzuziehen. Zu dem Konzept, auf das ich

mich beziehe, gehört die Einsicht, dass man immer in Beziehung zu dem Gegenstand steht. Und ich glaube, dass damit auch eine kritische quantitative Forschung möglich ist. Allerdings – und das ist so ein bisschen meine These für das Panel hier – würde ich sagen: Wenn qualitative Methoden genauso wie quantitative versuchen, einer Realität am nächsten zu kommen, dann ist beiden die Kritik nicht inhärent, weil sie beide versuchen, der Wahrheit „auf die Schliche“ zu kommen. In diesem Zusammenhang würde ich gerne auch noch mal die unterschiedlichen Konzeptionen davon diskutieren, was qualitative Forschung ist und was qualitative Methoden sind, denn da scheint es ja differenzierte Unterscheidungen zu geben, die mich jetzt interessieren. Und die These wäre jetzt einmal: Wenn man nicht die Konzeption hat, dass es eine fixe Realität gibt, der ich mit einer möglichst guten Methode auf die Schliche kommen muss, dann bietet sich manchmal was quantitatives an, manchmal was qualitatives – dann wäre der kritische Standpunkt immanent. Ich habe gestern in meinem Workshop darüber gesprochen, dass eine Entität erst dadurch entsteht, dass etwas mit ihr in Intra-aktion – wie es Karen Barad (2007) nennt, auf die ich mich beziehe – tritt. Unter dieser Voraussetzung kann ich nicht sagen, sie existiert *per se* und ich muss nur versuchen, ihre Eigenschaften herauszufinden. Stattdessen entstehen die Eigenschaften erst dadurch, dass ich in Intra-aktion stehe mit diesem Element, was auch immer das sein kann. Diese Physikerin, auf die ich mich beziehe, spricht von Elektronen, aber ich gehe davon aus, dass das gerade für diese Themen, mit denen wir uns beschäftigen, bedeutsam ist. Will man etwa eine Persönlichkeit annehmen oder ein Gefühl oder einen psychologischen Zustand? Gehe ich davon aus, dass diese Entitäten *per se* erst mal existent sind und ich sie nur erforschen brauche, oder gehe ich davon aus, dass diese intraaktiv hergestellt werden? Und wenn ich diese Realitätskonzeption habe, glaube ich, kann man quantitative Forschung machen. Ich könnte zwar Fragebögen an Männer und Frauen austeilen, müsste mich aber genau rechtfertigen, warum ich meine Entitäten so konzeptualisiere und warum ich annehme, es gäbe so etwas wie „Männer“ und „Frauen“. Und ich kann nicht sagen, „sie sind halt da und ich beforsche sie nur“, sondern ich muss rechtfertigen, warum ich meine Entitäten so konzeptualisiere. Und dann gibt es auch nicht mehr diesen „Wir sind neutral und objektiv“-Standpunkt, sondern man ist immer mittendrin, man ist immer Teil des Phänomens. Karen Barad sagt: Wir versuchen die Welt wahrzunehmen, „of which we are part and with which we intra-act“ (sinngemäß nach Barad 2007). Also wir sind immer Teil des ganzen Phänomens, es gibt kein außerhalb dessen. Und dann, wenn ich Teil dessen bin, mache ich *agential cuts*. Im Phänomen Mensch mache ich beispielsweise einen *agential cut* zwischen Männern und Frauen. Ich kann es nicht vermeiden, *agential cuts* zu tun, aber ich muss mich dafür rechtfertigen. Und ich fände es schön, wenn sich das

auch zum Beispiel in der Publikationspolicy niederschlagen müsste, dass Publikationen daran gemessen werden, wie gut eine Rechtfertigung darüber ist, welche Entitäten man verwendet und nicht einfach nur als gegeben hinnimmt. Und dann darf es auch mal ein ganz quantitativer Fragebogen sein, aber man muss es eben rechtfertigen. Dankeschön.

Jonas Rüppel: Auch dafür vielen, vielen Dank. Ich glaube, wir haben jetzt einige Inputs bekommen. Die Frage ist nun, wie genau wir jetzt fortfahren. Ich hätte eine Frage, es gibt eine Frage von Julia Scholz und es gibt vielleicht Nachfragen aus dem Publikum. Gibt es gleich irgendwelche Verständnisfragen? Ansonsten würde ich zunächst gerne noch mal Folgendes diskutieren: Wir, der Arbeitskreis kritische Psychologie, haben ja überlegt, wir machen einen Kongress mit dem hochschulpolitischen Ziel, unter den Studierenden so etwas wie ein kritisches oder zumindest sozialwissenschaftliches Denken in der Psychologie zu stärken. Wir haben ja von allen eingehend gehört, dass qualitative Methoden nicht per se kritisch und quantitative Methoden nicht per se unkritisch sind. Zugleich aber wurde gestern – etwa im Workshop zu Adorno – immer wieder darauf hingewiesen, dass in jeder Methode so etwas wie eine Sozialtheorie enthalten ist. Und wenn man jetzt zum Beispiel das Handbuch von Günter Mey und Katja Mruck aufschlägt, dann beginnt auch dieses mit verschiedenen theoretischen Grundlagen qualitativer Forschung. Und dabei ist ersichtlich, dass qualitative Methoden eine Nähe zu Sozialtheorien aufweisen, die den Fokus etwa auf die interaktive Aushandlung von soziokulturellen Bedeutungen und subjektivem Sinn legen. Die Frage ist also: Kann die Einführung von qualitativen Methoden nicht doch ein anderes Denken, ein sozialwissenschaftlicheres Denken unter den Psychologie-Studierenden verbreiten, obwohl qualitativen Methoden nicht per se ein kritisches Moment innewohnt und obwohl diese bei der Integration in die Hochschulen – Stichwort: Mixed-Method-Design – vielleicht auch einen Aspekt ihrer Offenheit verlieren? Könnte dadurch nicht trotzdem ein anderes, ein sozialwissenschaftlicheres Denken und ein sozialwissenschaftliches Selbstverständnis angeregt werden?

Günter Mey: Bezogen auf die Unterscheidung zwischen qualitativen Methoden und qualitativer Forschung, die Julia Scholz angesprochen hat, möchte ich anmerken: Ich wehre mich gegen die Metapher vom Werkzeugkoffer, den wir aufmachen und Methoden einfach benutzen können. Das suggeriert als gäbe es Interviews, Fragebögen, und mit beiden könnten wir Informationen generieren, weil wir Fragen stellen. Dabei wird dann aber übersehen, dass jedes Verfahren einen spezifischen theoretisch-methodologischen Hintergrund hat. Insofern mache ich gerne die Unterscheidung zwischen qualitativen Methoden und qualitativer Forschung und für mich ist zentral, dass qualitative Forschung sich durch

die von mir zuvor genannten Grundprinzipien auszeichnet. Stefan Thomas hatte ja ausgeführt – und das klang auch bei Morus Markard an –, dass die Frage von Selbstreflexivität zentral ist. Also: Wer bin ich überhaupt als Forschende*r? Welchen „Reizwert“ habe ich im Feld? Welche Position und damit verbunden welche Perspektive nehme ich ein? Wie konzeptualisiere ich den Forschungsgegenstand? etc. All diese Fragen sind zentral, wenn ich Forschung betreibe. Und wenn ich mir die Forschungslandschaft anschau – gerade in der Psychologie – gibt es eher ein Verständnis von ‚Auswerten‘ (statt Interpretieren), wie beispielsweise qualitative Inhaltsanalyse, um bestimmte Themen zu suchen, die dann gruppiert werden. Aber auch bei der *Grounded-Theory-Methodologie* überwiegt oft die „objektivistische“ Idee von „in den Daten muss irgendwas stecken“, das man nur finden muss, also ein „induktivistisches Selbstmissverständnis“ der Emergenz von Erkenntnis. Dass die Analyse ein Konstruktionsprozess ist gerät dann schnell aus dem Blickwinkel, wie dies in der reflexiven *Grounded Theory* (bei Breuer et al. 2010) oder als konstruktivistische *Grounded Theory* (bei Charmaz 2006) vertreten wird und für mich leitend ist, also die Subjektivität und Selbst-Reflexivität in die *Grounded-Theory-Methodologie* einzuschreiben (Mruck und Mey 2007). Mit einem reflexiven oder konstruktivistischen Verständnis sind wir allerdings als Forschende gefragt und insofern haben wir eine Antwort zu geben, welche Haltung wir einnehmen, welche theoretischen Vorlieben wir haben – denn davon gibt es einige – und an das Feld (schon mit unserer Forschungsfrage) herantragen – all das sollten wir explizit machen. Aus meiner Perspektive bietet qualitative Forschung unter der Maßgabe von ‚Offenheit‘, ‚Kommunikation‘, ‚Selbstreflexivität‘, ‚Kritik‘, sich selbst infrage stellen, so etwas wie ‚Perspektivität‘, ‚Diversität‘ und all den zentralen Konzepten, die in der qualitativen Forschung meinem Verständnis nach dazugehören, eine gute Einfallspforte, um eine andere Psychologie zu betreiben. Eine letzte Anmerkung noch: Dieses Reden über Methoden, was ich wirklich gerne mache – weil ich seit geraumer Zeit über Methodenentwicklungen arbeite – ist eigentlich mit dem Begriff Methodeninversion zu belegen. D. h. am Anfang steht schon immer die Methode: In der Mainstream-Psychologie waren das früher die Experimente, dann Fragebögen, heute scheint das „*Neuroscience*“ zu sein und der Einsatz bildgebender Verfahren. Das aber verdeckt etwas anderes, nämlich eigentlich geht es um eine Gegenstandsinversion – und das heißt einer Konzeption von dem, was untersuchenswert ist, was überhaupt psychologische Fragestellungen sind. Und genau hier zeigt sich, dass viele aus meiner Sicht spannende oder gesellschaftlich-relevante Fragen von der Mainstream-dominierten Psychologie nicht bearbeitet werden, mehr aber noch: gar nicht mehr als für die Psychologie heraus als relevant erachtet werden, eine ungeheure Verengung einer Disziplin. Insofern stimme ich Morus Markard zu. Die Frage ist wirklich: Was ist

unser Gegenstand? Und wenn ich über den debattiere, komme ich auch zu ganz anderen methodischen Entscheidungen und direkt zur Notwendigkeit, qualitativ zu forschen. Deshalb ist die vorrangig geführte Debatte um Methoden, zurzeit verdichtet mit quantitativ versus qualitativ, auch irreführend, weil sie nicht die Frage zulässt, um die es eigentlich zu ringen gilt.

Morus Markard: Also ich bin der Auffassung, dass für eine wissenschaftliche Psychologie, die Anwendung qualitativer Methoden absolut unverzichtbar ist. Nur ich bin auch der Auffassung, dass sich die Wissenschaftlichkeit nicht allein über diese Methodenfrage entscheidet. Also, empirische Wissenschaft heißt ja Erfahrungswissenschaft und die Psychologie gibt sich als empirische Wissenschaft und sie hat es als empirische Wissenschaft geschafft, den Gegenstand der Erfahrung, wie Adorno das formuliert hat, zu „annullieren“. Die experimentelle Anordnung funktioniert so, dass das Subjekt der Erfahrung allein der Experimentator ist und die Erfahrung des untersuchten Subjekts wird komplett annulliert, wird also in Daten überführt. Die Erfahrungswissenschaft Psychologie verbannt ihren eigentlichen Gegenstand, nämlich menschliche Erfahrung. Und dieser Gegenstand Erfahrung ist aber natürlich sehr viel eher aufzuschließen in qualitativen als in quantitativen Methoden, wobei ich noch dazu sagen will, dass das zentrale Medium psychologischer Erkenntnis eigentlich intersubjektive Verständigung ist, also ein intersubjektiver Prozess gegenseitiger Verständigung und Aufklärung von Handlungsgründen und -perspektiven. Und alle Verfahren, die das nicht direkt realisieren können, sind im Grunde Mangelsituationen dieser Ausgangskonstellation. Das Experiment ist natürlich die extreme Zuspitzung dieser Mangelsituation, die künstlich erzeugt wird, da man sich nicht mehr miteinander unterhalten kann, das betrifft aber auch alle anderen Verfahren, also meinetwegen Interview und Auswertung und so. Wenn man solche Sachen auswertet, muss man sich immer klar machen, dass man methodisch versucht, die Mangelsituation, sich nicht direkt mit den Menschen verständigen zu können, auszugleichen. Und ich finde, dass es zu einer methodischen Reflexion gehört, sich immer klar zu machen, wovon man jeweils abstrahiert, wenn man welche Methoden verwendet. Das ist in gewisser Weise von meiner Seite aus auch eine gewisse Kritik an psychoanalytischen und sogenannten tiefenhermeneutischen Verfahren, deren Eigenschaft es ja ist – meines Erachtens ohne große Skrupel und auch mit einer gewissen Pausbäckigkeit – munter über die Positionen anderer Leute zu spekulieren und dabei möglicherweise den Umstand dieser Abstraktion zu vergessen. Ich will noch einen Punkt gerne aufgreifen von Julia Scholz, was die fixen Realitäten angeht. Ich finde, dass man das differenzierter sehen muss. Ich finde zum Beispiel, dass es eine fixe Realität ist, dass 5000 Kinder am Tag vor Hunger krepieren, und jemand der sagt, das ist aber nur eine Konstruktion, dem würde ich

sagen, da müssen wir nicht weiter drüber reden. Das ist eine fixe Realität, diese fixe Realität ist aber nicht als solche da, sondern sie ist natürlich Ergebnis gewisser gesellschaftspraktischer Prozesse und insofern auch revidierbar – aber sie ist erst mal eine Realität. Und jetzt ist die Frage, ob man dieses Moment von Realität eins zu eins übertragen kann auf psychologische Konzepte. Und da würde ich sagen, dass zum Beispiel die Eigenschaft Neurotizismus in keiner Weise mit der Realität mit den 5000 kreperten Kindern vergleichbar ist und dass man diese Differenz – was ist eine Konstruktion in der Psychologie und was sind da Realitäten, was ist in der Konstruktion der Psychologie das „verdinglichende Moment“ – kritisch auseinandernehmen muss. Dabei muss man sagen: Ja, irgendwie gibt es im Alltag natürlich ‘Eigenschaften’. Aber die Aufgabe der Psychologie ist es nicht, in Skalen diese Eigenschaften pseudowissenschaftlich-mystifikatorisch zu verdoppeln, sondern diese Verdinglichungen zu hinterfragen und zu gucken, welche Lebensprobleme und sonstigen Sachen eigentlich hinter irgendwelchen Eigenschaften stehen, die in diesen Eigenschaften sozusagen nur reifiziert oder verdinglicht werden. Insofern ist es ein ganz wichtiges Anliegen, was ich mit Ihnen teile, dass man derartige Reifikationen in der Psychologie hinterfragen muss. Ich würde auch sagen, dass die quantitativen Methoden mit den ganzen Skalierungsprozessen und so weiter und so fort einen massiven Anteil an diesen Reifikationen haben. Aber ich würde daraus kein Bild über die gesamte Welt konstruieren, sondern würde sagen: Es gibt einen Unterschied zwischen solchen psychologischen Konstrukten und harter objektiver Realitäten, gesellschaftlicher Realitäten, die nicht in dieser Weise Konstruktionen sind wie meinetwegen die Eigenschaft Neurotizismus.

Julia Scholz: Interessanter Kommentar. Da gibt es sogar einen Artikel drüber. Das Argument, das sie vorbringen, wird Furniture-Argument (Edwards et al. 1995) genannt, weil die meisten Menschen sagen: „Dieser Tisch ist nicht konstruiert.“

Morus Markard: Doch, der ist konstruiert. Der ist gebaut.

Julia Scholz: Der schon. Aber dann nicht „Tod“. Es gibt drei Sachen, die gerne angeführt werden im Sinne diesen Argumentes – nach dem Motto „Wir können ja viel drüber reden, aber über diesen Tisch nicht, und vor allem über Tod nicht“, und gerne wird dann auch der Holocaust angeführt, weil das macht alle mundtot, da kann man nicht antworten.

Morus Markard: Das habe ich nicht gemacht.

Julia Scholz: Nein, aber zum Beispiel krepierende Kinder.

Morus Markard: Ja.

Julia Scholz: Ich möchte fast sagen, es ist ein unfaires Argument. Der Punkt ist, dass diese Beschreibung – „Das ist eine harte objektive Realität und das ist

einfach Fakt!“ – insofern nicht stimmt, als darin trotzdem ganz viele Annahmen drinstecken – zum Beispiel wie Leben aussehen soll, dass Leben länger sein soll als nur ein paar Tage vielleicht, dass an Hunger zu sterben ein schlimmerer Tod ist – vor allem als Kind –, als nach 90 Jahren an Altersschwäche und so weiter. Da sind ganz viele Konzeptionen drin, was gut und was schlecht ist, die ich dann menschlich sicherlich teile, aber man muss sich über die Konzeption klar sein und darf das nicht als gegebenen Fakt hinstellen. Wir können uns darauf einigen, dass wir das schlimm finden. Dann können wir sagen, wie wir menschliches Leben gerne gestaltet hätten; darüber reden, was ich mir wünsche, was sich die meisten wünschen. Es ist ein Fakt, dass es schlimm ist, wenn kleine Kinder krepieren. Aber darin stecken ganz viele Annahmen, die nicht natürlicherweise da sind, sondern die eine Kultur erst bildet.

[...]

Stefan Thomas: Ich würde noch mal gerne zu der Frage zurückkommen, welchen Beitrag qualitative Methodik für eine kritische Psychologie leisten könnte. Wir hatten von Günter Mey gehört, dass es das Erfolgsnarrativ gibt, also: „Egal was die Quantitativen machen, wir werden immer erfolgreicher!“ Morus hatte gesagt: „Es ist sekundär, was wir methodisch machen, wir müssen uns erst mal über den Gegenstand unterhalten.“ Und Julia sagt: „Methoden interessieren mich erst mal gar nicht, mir geht es darum, auf einer konzeptuellen Ebene überhaupt die Begriffe zu bestimmen, die ich dann – egal mit welcher Methode – untersuchen kann.“ Ich würde dagegen halten, dass sich eine kritische Psychologie nicht ohne eine qualitative Methodik entwickeln wird und es ganz wichtig ist, dass eine qualitative Methodik auch innerhalb der Psychologie ankommt. Ich glaube, das ist ganz wichtig und wir liegen gar nicht so weit voneinander entfernt. Das Problem mit der quantitativen Methodik ist doch, dass wir mit dieser experimentalpsychologischen Anordnung, mit dem Bedingtheitsdiskurs, das vollkommen verfehlen, was ich als Alltagskritik, als Erfahrung der Lebensbedingungen durch das Subjekt bezeichnet habe. Der Kontext interessiert innerhalb der quantitativen Methodik überhaupt nicht. Die Forscher*in kommt mit ihren Konzepten an, überlegt sich diese am grünen Tisch – „Was ist eine Migrant*in? Was sind denn hungrige Kinder?“ – und konstruiert dann daraus Skalen.

Das Problem der qualitativen Methodik hingegen ist, dass sie zur Trivialisierung neigt. Also da interessiert erst einmal alles, was Leute mir im Interview erzählen. Ohne eine kritisch-theoretische Perspektive bleibt auch eine qualitative Psychologie sehr trivial. Auf der Ebene der Kategorien, also der Frage: „Wie kommen wir zu einem vernünftigen Begriff von Migrant*innen?“ –, bedarf es gerade einer qualitativen Forschung, weil sich ein Begriff wie ‚Migrant*in‘ nicht aus einer rein theoretischen Reflexion begründet, sondern in Rückbezug

darauf, was wir lebensweltlich – also hier unter uns, in dieser Gesellschaft, vor der Tür – an Konzepten von Migrant*innen vorfinden. Also, wie wird das Konzept Migrant*in sozusagen gesellschaftlich konstruiert? Wir müssen da rausgehen und uns diese Phänomene anschauen, die in einer Gesellschaft vorzufinden sind. Dafür brauchen wir ein theorieoffenes Verfahren, ein methodisches Verfahren, welches sich dafür interessiert, wie die Wirklichkeit wirklich aussieht. Dafür brauchen wir also eine qualitative Methodik, die offen die Frage stellt: „Wie sehen die Leidensbedingungen von Subjekten in unserer Gesellschaft aus?“. Und erst dann wird relevant, was wir auf einer methodologischen Ebene diskutieren: Wie wir zu den gesamten kategorialen Begrifflichkeiten kommen, um das anständig zu konzeptualisieren und kritisch weiterzudenken, was wir als Erfahrung aus der Lebenswelt gefasst haben, damit wir nicht bei der Alltagskritik stehen bleiben, sondern auf eine analytische Ebene gehen. Dabei handelt es sich um das, was ich gegenüber der normativen Kritik als Metakritik bezeichnet hatte. Wir müssen uns also überlegen: Wie kommen wir aus der individuellen Betroffenheit der Einzelnen heraus, sodass wir strukturell etwas verallgemeinern können, was nicht nur für die eine, die die Verhältnisse blöd findet, gültig ist, sondern woraus andere Leute auch etwas lernen können? Also mein Plädoyer ist, dass die Psychologie nicht aus dem Quark kommt, in Richtung einer kritischen Psychologie, wenn wir nicht die qualitative Methodik viel stärker machen, wenn wir nicht die Hegemonie der quantitativen Methodik durchbrechen! Mit der quantitativen Methodik kann man natürlich auch kritische Studien machen – siehe Adornos „autoritärer Charakter“ –, aber in der Regel behindert quantitative Methodik das Denken. Wir brauchen Methoden, die das Denken befördern, und dafür brauchen wir eine qualitative Methodik.

Günter Mey: Dass wir die qualitativen Methoden brauchen, steht – soweit ich es sehe – gar nicht infrage. Ich stimme dem völlig zu, dass wir nur durch die Anwendung qualitativer Forschung unter all den Prämissen, die ich angedeutet habe, andere zusätzlich eingebracht haben und jetzt hier nicht weiter ausführe, überhaupt dazu kommen, lebensweltliche Bezüge herzustellen sowie an den Problemwahrnehmungen der Subjekte und deren Konzeptualisierungen anzuschließen (statt sie mit unseren Modellierungen zu konfrontieren). Meine Frage lautet: Ist die Psychologie als Fach überhaupt schon so weit und in der Lage, qualitative Forschung zu ertragen – und zwar nicht die qualitativen Methoden, also die Anwendung eines Interviews, einer Beobachtung, sondern Interviews als dialogisch-diskursiv anzulegen, auf partizipative Formen abzuheben statt ein Interview als mündlich vorgetragene Befragungssituation zu inszenieren? Wie verhält es sich bei der Frage von Subjektivität und Selbstreflexivität und vielem anderen mehr. Meine These lautet: Sie erträgt das

nicht, weil qualitative Forschung in einem solchen Sinne bedeutet, ein ungeheures Maß an Unsicherheit ertragen zu müssen statt diese abzuwehren. Das Buch *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* von dem Ethnopsychoanalytiker George Devereux (1973) handelt von nichts anderem. Also: „Was konstruiere ich eigentlich? Was ist überhaupt die Wirklichkeit, auf die ich reflektiere?“ Also, die Debatte hier auf dem Podium – „Was ist Wirklichkeit?“ – ereignet sich ja ständig in qualitativen Forschungsprojekten. In der Regel beantworten Studierende, aber nicht nur sie, sondern auch Forschungsgruppen, die Frage relativ simpel: Sie produzieren Ergebnisse. Sie produzieren Ergebnisse, von denen sie annehmen, diese entsprechen dem, was das quantitative Pendant erwartet hinsichtlich der Gegenstandsproduktion und -reproduktion. In der Regel wissen alle, die qualitative Forschung betreiben, dass diese nicht so funktionieren kann wie die quantitative. Und was Sie nicht in Lehrbüchern zu qualitativer Forschung finden, in guten wie in schlechten, ist, was Sie eigentlich wie zu tun haben. Was sich in der Forschungspraxis und Auswertungsprozessen ereignet, ist immer etwas anderes, als sich in Büchern abbildet. Wenn wir in der Psychologie darüber reden und aufdecken, wie unsicher wir sind, welche Unschärferelation es hat, dann stellen sie die qualitative Forschung sofort unter Subjektivitätsverdacht und in die Nähe zu „Kaffeesatz-Leserei“ – und dann müssen wir uns anhören: „Wir wussten immer schon, dass ihr nicht genau wisst, was ihr tut, was ihr herausbekommt! Euren Ergebnissen ist nicht zu trauen!“ Dass die Unschärferelation von Heisenberg (1927) naturwissenschaftliches Gut ist, das wissen wir alle – aber es wird in der naturwissenschaftlich-orientierten Psychologie kaum problematisiert (ich vermute sogar, dass vielen dort der Name gar nicht geläufig ist, weil Wissenschaftstheorie heute nicht mehr en vogue ist), sondern als Argument gegen die qualitative Forschung angeführt. Und damit bin ich wieder bei dem Diskurs, wie sich im Grunde quantitative gegen qualitative Forschung absetzt. Insofern ja, wir brauchen definitiv qualitative Forschung! Die Frage ist nur: Wie soll sich eigentlich ihr Weg bahnen? Und da bin ich gerade etwas ratlos, oder richtiger skeptisch, weil ich – wenn ich in die Universitäten hineinschaue – nicht die Psychologie-Professuren sehe, die das mit tragen und durchkämpfen würden.

Morus Markard: Stefan, ich wollte dich nur daran erinnern, dass der erste Satz meiner Ausführung hieß, dass ich die Verwendung von qualitativen Methoden für eine wissenschaftliche Psychologie für absolut unerlässlich halte. Insofern sind wir – glaube ich – einer Meinung. Eine sehr spannende Frage ist, wie man eigentlich zu wissenschaftlichen Begriffen kommt und welchen Anteil daran qualitative Methoden haben können. Klar ist, dass quantitative Methoden nicht begriffsgenerierend sind, sondern dass sie diese voraussetzen und dann

prüfen. Und mir scheint da erstens noch mal folgende Frage relevant zu sein: Wie bestimme ich einen Allgemeinbegriff wie ‚Lernen‘ und inwieweit schleicht sich sozusagen das Alltagsdenken bei bestimmten Begriffen ein? Dabei ist ja das Zentrale, dass wir in der Psychologie mit Begriffen hantieren, die ja auch Alltagsbegriffe sind. Und da – finde ich – ist jetzt die Frage: Was sind eigentlich bestimmte begriffliche und gedankliche Voraussetzungen, mit denen man in die Forschung reingeht, und was kommt im Hinblick auf Theorieentwicklung auch an begrifflichen Schärfungen und so weiter dazu. Ich finde, das ist nicht eindeutig und klar, aber es ist ein wichtiger Punkt, um sich auch den Stellenwert von qualitativen Methoden klar zu machen. Der zweite Punkt ist, dass ich es für unabdingbar halte, dass die Psychologie sich auch interdisziplinär orientiert, denn eine Psychologie, die die Historizität der Einzelnen analysieren will, muss ja auch irgendeinen wissenschaftlichen Zugriff auf die Welt haben, in der die Leute leben. Sie benötigt also bestimmte Vorstellungen davon, wie die Welt aussieht, in der die Leute leben. Und da gibt es natürlich auch aus anderen Wissenschaften – Soziologie, Politologie, Ökonomie – Theorien, zu denen man sich in gewisser Weise ins Verhältnis setzen muss, und die man unter Umständen auch nutzen muss. Eine kurze Bemerkung zu Adornos autoritärer Persönlichkeit: Er hat ja Fragebögen angewandt und eine Typologie entwickelt, was ja für eine subjektwissenschaftliche Psychologie ein problematischer Punkt ist. Und das Interessante ist, dass er in der theoretischen Begründung – im Hinblick auf die Verwendung der quantitativen Verfahren und der damit ermöglichten Typologie – dieses Verfahren selbst problematisiert. Das läuft ein bisschen auf die Frage hinaus, wie legitimiert man das, was man eigentlich macht. Er legitimiert es damit, dass er sagt: Die kapitalistische Realität, in der wir leben, macht aus den Leuten bestimmte Typen, die wir hier erst mal in unserer Typologie reproduzieren – aber mit dem Ziel, die Notwendigkeit dieser Typisierung von Menschen wieder abzuschaffen. Das heißt, er sieht in dieser theoretischen Reflexion des Fragebogens und dieser Typisierung ein transitorisches Moment, Dinge auf einen Begriff zu bringen, die man gleich wieder wegbringen muss. Und das ist jetzt für mich einer der zentralen Punkte für die Debatte von eben. Nämlich: Was ist eigentlich die Rolle der Utopie in der kritischen Wissenschaft. Und ich glaube, das Problem und die zentrale Aufgabe bestehen darin, dass man immer gucken muss, was in den vorfindlichen Wirklichkeiten an Möglichkeiten verdeckt ist. Also: Wie ist das Verhältnis von Wirklichkeit und Möglichkeit und wie gelingt es der Forschung und der Wissenschaft, dieses Potenzial von Möglichkeiten zu entfalten? Dass da wiederum normative Aspekte drin sind, ist ja vollkommen klar. Aber selbst ein Mensch wie Theodor W. Adorno, der ein sehr kritisches Verhältnis zur Utopie hatte, auch mit guten Gründen, weil Utopie,

wenn sie, wie er sagt, schon auspinselt wie die Verhältnisse aussehen sollen, in den Terrorinstitutionen endet, die wir historisch kennenlernen mussten – wo ich mich damals auch schwer getäuscht habe. Und der hat in einem Radiogespräch mit Ernst Bloch gestritten, der das große Buch über Utopie, *Das Prinzip Hoffnung* (1959), geschrieben hat. Und nun sagte in einem Gespräch Bloch zu Adorno, den er Teddy nennt: „Ich glaube, Teddy, hierin sind wir uns allerdings einig: Die wesentliche Funktion, die... Utopie hat, ist eine Kritik am Vorhandenen. Wenn wir aber die Schranken nicht schon überschritten hätten, könnten wir sie als Schranken nicht einmal wahrnehmen.“ Und Adorno – leicht zögerlich und in einer Sprache, die keiner versteht – antwortet: „Ja, die Utopie steckt jedenfalls wesentlich in der bestimmten Negation dessen, was bloß ist, und das dadurch, das es sich als ein Falsches konkretisiert, immer zugleich darauf hinweist, was sein soll“ (vgl. Schweppenhäuser 1996, S. 94, 109). Dieses Moment des erweiterten Möglichkeitshorizonts, das – glaube ich – ist ein Moment, das kritische Wissenschaften auszeichnet. Und da glaube ich, dass man das eigentlich nur hinkriegen kann, wenn man qualitative Methoden hat, weil solche Fragen ja nur zusammen mit den Betroffenen entwickelt werden können. Wir wollen ja als WissenschaftlerInnen nicht sagen: „Leute ihr sollt so und so werden! Und die *Big Five* werden dann so sein, dass ihr euch auf den Skalen noch so und so verändert!“ Stattdessen es geht um neue Entwürfe und das ist nur mit den Leuten möglich – und das kann man nicht quantitativ erfassen. Ich glaube nicht, dass man Utopien im Fragebogen abfragen kann und dann sagen kann: So muss jetzt die Welt aussehen! Sondern: Das sind qualitative Methoden und partizipativ-eingreifendes Handeln. Und das ist ein wesentliches Moment einer wissenschaftlichen Psychologie, das ist erst mal die Mindestvoraussetzung von Wissenschaftlichkeit. Und zur wissenschaftlichen Psychologie gehören qualitative Methoden dazu, da gehört das Denken in Möglichkeiten dazu – und wer das nicht tut, ist einfach unwissenschaftlich.

Julia Scholz: Ich möchte noch an zwei Sachen anknüpfen, die aber miteinander zu tun haben. Ich kann mich auch dieser Vorrede anschließen. Die ganzen Kategorien entstehen nicht nur am Tisch, sondern da draußen, da spielen ganz viel Politik und gesellschaftliche Mechanismen eine Rolle. Gerade beim Konzept ‚Migrant*innen‘ zum Beispiel, da kommt die Idee von ‚Staaten‘ dazu, von ‚Biographie‘, da gibt es ganz viel, was da mit reinspielt. Jetzt ist die Frage, wären meine Mitdiskutierenden hier auch für eine Stärkung von dem Unterrichten von Wissenschaftstheorie oder Philosophie der Psychologie oder ist das eine ganz andere Frage dann? Denn das ist immer mein Punkt, der gut in der Vorrede zusammengefasst war. Methoden sind definitiv wichtig, aber tatsächlich betrachte ich es schlechterweise auch zu sehr als Koffer, weil ich immer denke, wichtig ist

doch auch über die Grundsätzlichkeiten nachzudenken. Und ich wundere mich immer, warum ich am Methoden-Lehrstuhl keine Wissenschaftstheorie unterrichten sollte. Daran schließt sich auch die praktische Frage, ob sich das seit Bachelor-Master auch noch mal verändert hat. Aber das ist eine praktische Frage – ich weiß nicht, wie relevant das hier ist. Ich wollte noch sagen, dass meine Position jetzt nicht originär konstruktivistisch ist, sondern der Hauptpunkt ist, unsere Welt prinzipiell als wechselwirkend zu begreifen. Und ich sehe dazwischen einen Unterschied – aber das ist bestimmt noch mal eine eigene Arbeit, da Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten. Ich sehe es vor allem darin, dass viele konstruktivistische Sparten, wo es ja auch Unterschiede gibt, ganz viel mit menschlicher Konstruktion arbeiten. Das aber ist eben in einem wechselwirkenden Universum nicht so, weil da auch mal ohne menschliche Beteiligung Teilchen wechselwirken können, wobei da natürlich fließende Übergänge sind zu etwas, das man später als Mensch begreifen kann. Und deshalb ist immer so meine Frage: Was soll denn dann diese eine Wirklichkeit sein? Wenn alles erst in Wechselwirkung entsteht, gibt es nicht diese eine Wirklichkeit, die per se existiert. Aber damit bewegen wir uns vielleicht auch wieder zurück in der Diskussion, die schon beendet wurde. Aber mir gefiel sehr dieses transitorische Element, das gerade genannt wurde. Und natürlich gibt es bestimmt auch schon sehr viel solche Forschung, die total wertvoll ist, weil es einfach über momentane Verhältnisse, die dann auch noch ein Großteil als schlecht klassifizieren würde, sinnvolle Aussagen macht – die aber vielleicht in 100 Jahren gar nicht mehr relevant sind, weil diese Kategorien dann nicht mehr stattfinden. Aber trotzdem ist es dann vielleicht wichtig, im transitorischen Element momentane Aussagen zu machen – auch wenn das nicht heißt, eine Wahrheit über die Welt, wie sie per se immer sein wird, zu suchen.

[...]

Günter Mey: Jetzt gibt es einerseits eine Neu-Aufrollung der Podiumsdiskussion und gleichzeitig die Bitte, ein Abschluss-Statement zu formulieren. Das ist schon ambig. Ich versuche mal auf die Frage der Macht, der Verteilung, auch der Finanzierung und Finanzierbarkeit von Forschungsvorhaben und vielem anderen mehr einzugehen. Die Durchsetzung qualitativer Forschung – ob nun mit dem Ziel der Etablierung eines Lehrstuhls für kritische Psychologie oder ohne eine solche Denomination – ist eine relativ zentrale Frage, weil es im Moment immer um die Frage von Macht und Ressourcen geht. In der Psychologie gab es in den 1990er Jahren eine Fülle an Orten, an denen sich so etwas wie eine Front von „alternativeren“ Psychologien etabliert hatte – in Bremen, Berlin, Hannover, München und an anderen Universitäten. „Alternativ“ ist in Anführungsstriche gesetzt, weil sich dahinter unterschiedliche Strömungen verbergen, sei

es Psychoanalyse, Kritische Psychologie mit kleinem und großem K, Reflexive Sozialpsychologie usw. Mit dem Auslaufen dieser ganzen Professuren ist ein Wegbrechen dieser Positionen an den deutschen Universitäten einhergegangen. Auch darüber wäre mindestens eine eigene Podiumsdiskussion zu führen, wie das eigentlich passieren konnte, nachdem qualitative Forschung Mitte, Ende der 1990er Jahre anfang, sich zu auszuweiten, dass Sie heute keine Universität mit einer ausgewiesenen Psychologie-Professor für qualitative Methoden finden. Das bedeutet: Wenn heute jemand überlegt, auf qualitative Forschung zu setzen, muss er/sie sich überlegen, ob sie/er damit überhaupt reüssieren und Karriere machen kann. Dieser Aufgabe haben wir uns zu stellen. Viel besser sieht es ja an den sogenannten Hochschulen aus, das habe ich bereits angedeutet, weil einige, die aus dem akademischen Spiel der universitären Psychologie rausgedrängt wurden, dort gelandet sind. Das trifft auf mich zu, das trifft auf meinen Nebenredner, Stefan Thomas, zu und auf viele andere mehr. Von daher sollten Sie sich selber überlegen, wie es möglicherweise gehen kann, sich Plätze zu schaffen. Das ist nicht ganz aussichtslos. Denn es gibt – ich bin ja heute für die guten Botschaften da – mindestens eine gute Botschaft, dass nämlich das deutsche Bundesministerium für Forschung entdeckt hat, dass qualitative Forschung für die Human- und Sozialwissenschaften unterbeleuchtet ist, dass wir viel mehr qualitative Daten benötigen, dass qualitative Forschungsvorhaben gefördert werden müssen. Es werden gerade Millionen bereitgestellt und das ist eine Chance! Also im Grunde funktioniert die Wissenschaftswelt ja ökonomisch – das ist jetzt schon mehrmals gesagt worden – und Bologna ist ein ökonomischer Prozess. Ich kann da allen raten, genau an dieser Stelle Macht zu zeigen und mitzuspielen und sich die Gelder zu holen. Dann – davon bin ich überzeugt – gibt es so etwas wie ein Hineindrängen in die Szene, weil es immer um Ressourcen, um Kapital geht. Man lässt uns da nicht einfach rein und deswegen müssen wir es tun. Insofern ist es zur Durchsetzung und Etablierung qualitativer Forschung an dieser Stelle nötig, hineinzudrängen und zu zeigen, dass es sich – im doppelten Sinne – lohnt, qualitativ zu arbeiten. Und dann wird sich in weitere Debatten zeigen – weil qualitative Forschung sehr disparat und vielfältig ist –, wie unterschiedlich dann bestimmte kritische Potenziale dort eingelagert sind. Die sind ja sehr unterschiedlich, je nach Theorie. Ich sehe es da wie Morus Markard. Als wir das Handbuch (Mey und Mruck 2010) konzipierten ging es uns um Pluralität! Es geht nicht um die Durchsetzung eines einzelnen Stils, sondern es geht um qualitative Forschung im Plural – und dazu sind die wissenschaftstheoretischen Hintergründe und Grundlagen, die sehr divers sind, wichtig. Mir wäre wirklich sehr wohl, wenn eine nachwachsende Generation, wie ich noch ansatzweise in meinem eigenen Studium, wissenschaftstheoretische Grundlagen überhaupt vermittelt bekäme, um zu wissen, dass

es da sehr unterschiedliche Ansätze gibt, die wir auch zudem noch sehr unterschiedlich ausbuchstabieren können und die dann wiederum auf ihr kritisches Potenzial hin diskursiv ausgehandelt werden müssen, wie dies Rainer Winter (2010) in seiner Mittagsvorlesung *Ein Plädoyer für kritische Perspektiven in der qualitativen Forschung* beim 6. Berliner Methodentreffen umrissen hat.

Stefan Thomas: Ich wollte noch einmal kurz auf das qualitative Denken eingehen, wie dies als Frage an uns gerichtet wurde. Ich würde mich sicherlich als empirie-bezogener verorten als ich die Kritische Psychologie mit großem „K“ verorte. Es ist wichtig, in empirischer Forschung, das Leben da draußen, welches ich erforschen möchte, zunächst in den Mittelpunkt meiner Betrachtung zu stellen. Das große Problem von Forschung, von Wissenschaft, ist, dass sich Empirie und Theorie so ein bisschen wie Öl und Wasser verhalten, dass es unendlich schwierig ist, beides zueinander ins Verhältnis zu bringen. Also die Erfahrung der Migrant*in trennt sich von dem Konzept der ‚Migrant*in‘ vollkommen und es gibt keine unmittelbare Aufhebung des Konkreten im Abstrakten der Theorie. Das ist die große Herausforderung, vor der Wissenschaft letztendlich steht. Ich versuche in meiner Forschung – gerade wenn ich ethnografisch arbeite – mich zunächst in das Feld einzuleben. Ich habe eine Studie über desintegrative Armutsformen, Extrem-Armutsformen am „Bahnhof Zoo“ gemacht, und dort habe ich ein Jahr lang teilnehmende Beobachtung durchgeführt. Also ich versuchte, zunächst das Leben aus der Innenperspektive zu erschließen, um dann in einem zweiten Schritt – in meinem Büro, sehr weit ab von dem Leben – eine Konzeptualisierung vorzunehmen. Ich gehe davon aus, dass ich in der Konzeptualisierung heterogener vorgehe als etwa die Kritische Psychologie, die meines Erachtens vor allem die – gleichwohl sehr wichtige – Frage der Handlungsfähigkeit fokussiert. Nur, das war in meiner Forschung nicht die alleinige Frage, die ich fokussieren wollte.

Eine andere interessante Beobachtung hatte ich auf dem letzten Soziologentag hier in Frankfurt gemacht, wo die Gruppe um Axel Honneth ihre Forschungsarbeiten vorstellte. Axel Honneth hatte einmal das Konzept der Paradoxien ausgerufen, und alle wissenschaftlichen Mitarbeiter*innen an seinem Institut untersuchen nun Paradoxien – so zumindest der vom Podium erregte Eindruck. Das oberste Konzept, die kategoriale Verankerung, steht schon im Vorfeld fest. Ich glaube aber, dass es das Interessante an qualitativer Forschung gerade ist, das kategoriale Denken in Bewegung zu halten, sich erst einmal die Phänomene anzuschauen und dann im Nachdenken am Schreibtisch, in der kontemplativen Versenkung, in der Diskussion mit anderen Forscher*innen, zu überlegen, wo ich die Empirie hinführe. Ich möchte drei Ebenen unterscheiden, die für mich bei der Untersuchung von Armut interessant waren: einmal eine sozialstrukturelle Ebene, also die Frage von Integration: Wie sieht Integration heutzutage aus?

Die Probleme der Menschen am Bahnhof richten sich vor allem darauf, dass sie von Exklusion betroffen sind, sozusagen von dem Negativ heutiger Integrationsanforderungen. Zum zweiten die Frage der Interpretation: Wie interpretieren sie ihre Lebenswelt? Und wie bilden sich diese Interpretationen in ihrer (Sub-)Kultur ab? Auf einer dritten Ebene, der Sinnebene, also auf einer eher psychischen Ebene, verfolgte ich die Frage: Welche Selbst- und Weltverortung gibt es? Es gibt in der Szene so etwas wie eine Beschädigung von Identität, weil ich am gesellschaftlichen Rand kein Narrativ über mich entwickeln kann, in dem ich meine Erfolge darstellen kann, weil meine Erfahrungen so sind, dass ich in meinem Leben eigentlich stets gescheitert bin. Für meine Studie war es wichtig, auch auf dieser kategorialen Ebene zu argumentieren. Ich glaube, das ist die hochheilige Aufgabe von Wissenschaft, zu eigenen Kategorien zu gelangen. Gleichzeitig habe ich versucht, diese kategoriale Ebene in enger Verzahnung mit der Empirie herauszuarbeiten. Und wie ich das genau, also über viele Jahre gemacht habe, das weiß ich auch nicht genau anzugeben. Ich saß halt am Schreibtisch und habe über die Dinge nachgedacht und mich inspirieren lassen von dem, was es sonst gibt: von der Kritischen Psychologie, von Heiner Keupp mit seinen Identitäten, von Axel Honneth mit seiner Anerkennung und so weiter und so fort, und auch von der traditionellen Psychologie mit ihren Motivationstheorien. Also, das ist vielleicht mein Standpunkt zu der Frage, was qualitatives Denken bedeuten könnte. Was ich für die Psychologie sehr wichtig halte, ist, zumindest vom Anspruch das einzulösen, was in Form der Feldforschung als eine Ideal-Setzung einer qualitativen Sozialforschung gelten kann. Zweitens halte ich es für wichtig, den Weg in Richtung einer anderen Psychologie einzuschlagen, in Richtung einer qualitativen und dann vielleicht auch kritischen Psychologie. Morus hat darauf verwiesen: Wir sollten das Demokratie-Argument stärken und genau diese Pluralität an unterschiedlichen Richtungen einfordern, die es in der Psychologie gibt! Also eine Pluralisierung der Psychologie! Aber wie soll der Weg dorthin aussehen? Eine sehr schöne Unternehmung auf diesem Weg zu einer qualitativen und kritischen Psychologie ist dieser Kongress, der mit sehr viel Engagement vorbereitet worden ist, sodass wir uns gemeinsam zusammensetzen und uns mit dieser Thematik auseinandersetzen können. Dennoch ist die Zeit noch nicht reif, die Kräfteverhältnisse sind noch nicht so, dass eine kritische Psychologie-Professur wieder durchsetzbar wäre. Es bedarf also einer gewissen Subversivität. Ich schätze, dazu gehört, dass wir qualitativen und kritischen Psycholog*innen an die Fachhochschulen gehen und dort versuchen, Räume zu öffnen, die wir momentan an den Universitäten, in der Psychologie nicht geöffnet bekommen. Was vor allem für eine qualitative und kritische Forschung in der Psychologie spricht, ist, dass wir relevante Forschung machen. Die Ausgangslage ist – das finde ich bei

Uwe Flick (2007) in seinem Einführungsbuch *Qualitative Sozialforschung* gut beschrieben –, dass wir in unserer individualisierten, pluralisierten, heterogenen Gesellschaft nicht mehr mit vorgefertigten Theorien ankommen können, die irgendeine wirklichkeitsfremde Psychologie-Professor*in in ihrem Fragebogen über Migrant*innen realisiert hat. Die Stärke von qualitativer Forschung ist, dort in die Welt rauszugehen und die Probleme aufzugreifen, die unsere Gesellschaft unmittelbar betreffen. Macht also qualitative Forschung, um einen Wandel herbeizuführen, auch wenn wir in der Psychologie gegenwärtig noch nicht so weit sind. Aber in der Soziologie sind in den letzten zwei bis drei Jahren sehr viele Stellen mit einem starken qualitativen Forschungsschwerpunkt ausgeschrieben worden. Also in diesem Bereich gibt es schon Bewegung im universitären Wissenschafts-Business. Wir müssen uns nun dafür einsetzen, dass diese Veränderung auch in der Psychologie ankommt.

[...]

Morus Markard: Aber es waren ja zwei Fragen noch gestellt worden: „Was ist eigentlich der Kritikbegriff, den die Beteiligten haben?“ Und: „Was kann man unternehmen?“ Die Hintergründe, die ich habe, das wäre zum einen: Funktionskritik der Psychologie. Psychologie ist in der traditionellen, überkommenen Form eine Art Anpassungs- und Kontrollwissenschaft, die ich in ihrer Funktion und auch methodischen Konstituiertheit kritisieren würde. Zum anderen: Kritik der Methoden, die es ausschließen, dass das Moment menschlichen Eingreifens theoretisch und methodisch erfasst werden kann. Und zudem: Eine Kritik der Begriffe, mit denen die beiden ersten Sachen gestützt, jedenfalls nicht durchbrochen werden. Der Hintergrund meiner Konzeption – bezogen auf Gesellschaft – wäre erstens marxistische beziehungsweise auf Marx bezogene Gesellschaftstheorien, also die Analyse der Reproduktion kapitalistischer Herrschaft in dieser Gesellschaft, in der Psychologie eine Rolle spielt. Zweitens dann eine Analyse der Denkformen, die in diesem Zusammenhang entwickelt wurde, und die für die Psychologie fruchtbar zu machen ist. Und drittens das logisch-historische Verfahren auch für die Wissenschaft Psychologie zu nutzen. Das wäre – kurz zusammengefasst – der Hintergrund, was die Kritikposition bei mir ist. Jetzt die Frage: Was kann man tun, jetzt auch von studentischer Seite? Es ist natürlich nicht in erster Linie mein Punkt groß zu sagen, was ihr oder Sie machen sollen. Ich würde aber trotzdem aus meinen Erfahrungen – ich bin ja auch mal Student gewesen – sagen, das erste ist: Banden bilden! Beziehungsweise – wenn man es etwas übersetzt – theoretische Zirkel bilden, denn das ist ja auch eine Form der Bandenbildung! Und dann zu versuchen, sich bestimmte Dinge zu erarbeiten. Das zweite wäre: In den Lehrveranstaltungen,

sofern möglich, Kritik zu üben. Dabei würde ich aber an die sozialpsychologischen, experimentellen Untersuchungen von Ash über Konformität erinnern, die nämlich meines Erachtens sehr überzeugend gezeigt haben, dass man sehr schnell isoliert ist, wenn man das als einzelne Person macht. Und diese Isolationstendenzen hören schon mit einer Zusatzperson auf. Das heißt also, wenn eine Person sagt, „Aber hören Sie mal, da steht es aber so“, und eine andere sagt, „Habe ich auch gelesen“, ist das – jedenfalls nach dieser psychologischen Konzeption – eine sehr viel günstigere Position. Und bei drei Leuten ist im Grunde schon ein optimaler Zustand erreicht. Das würde heißen, dass diese Banden oder theoretischen Zirkel als Stoßtrupps da reingehen und sich ein bisschen die Rollen aufteilen und dann versuchen, dementsprechend Lehrveranstaltungskritik zu betreiben. Dann, glaube ich, wäre es ein gutes Mittel, dass man versucht – vielleicht auf der Basis von Lehraufträgen – Veranstaltungen zu organisieren, wo überhaupt andere Positionen hereingetragen werden. Eine Veranstaltung zu machen, kriegt man normalerweise ja irgendwie hin, ein Lehrauftrag ist dann schwieriger, könnte man aber auch als Basis nehmen. Oder zum Beispiel zu fordern, dass die Studierenden sagen, sie würden gerne, wenn sie schon keine Mitbestimmung haben, vielleicht eine Lehrveranstaltung mal selber bestimmen können, wo sie dann auch jemanden einladen können. Dann finde ich – als letzter Punkt –, dass man eine große Frustrationstoleranz braucht, wobei Frustrationstoleranz ein sehr schwieriges Konzept ist, weil Frustrationstoleranz eigentlich heißt, dass man tolerant gegenüber Frustrationen ist, das heißt, dass man sozusagen die gebremste Glückseligkeit, die die bürgerliche Gesellschaft einem bietet, akzeptiert und die Frustration in Kauf nimmt. Aber das kann man auch, wenn man will, etwas revolutionär wenden und sagen: Es gibt immer wieder Niederlagen, aber wir lassen uns davon nicht entmutigen! Wir lassen uns von diesen Frustrationen nicht klein kriegen! Wir werden auch nicht unbedingt aggressiv, sondern wir machen das mit ‚Coping‘ immer wieder neu und dann versuchen wir solche Sachen weiterzubringen. Ob das klappt, wie das klappt, kann man überhaupt nicht wissen. Wenn auf einmal so eine Bewegung da ist, dass auf einmal drei Lehrstühle für qualitative Forschung besetzt werden, werden doch wieder Leute sagen: „Das hat sich da schon angedeutet, das konnte man da schon wissen.“ Aber davon können wir nicht ausgehen. Wir müssen davon ausgehen, dass wir das nicht wissen und trotzdem durchhalten. Und wenn man diese Kombination versucht, könnte man fast mit Lenin sagen: Dieser Kombination kann keine noch so finstere Macht widerstehen! Aber gut, das wird man dann sehen.

Literatur

- Barad, K. (2007). *Meeting the universe halfway. Quantum physics and the entanglement of matter and meaning*. Durham: Duke University Press.
- Benkel, T. (2010). *Das Frankfurter Bahnhofsviertel: Devianz im öffentlichen Raum*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bloch, E. (1959). *Das Prinzip Hoffnung, Bd. 1–2*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Boltanski, L. (2010). *Soziologie und Sozialkritik. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2008*. Berlin: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1997). *Das Elend der Welt*. Konstanz: UVK-Verlag.
- Breuer, F. (Hrsg.). (1996). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, F., Dieris, B. von, & Lettau, A. (2010). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag.
- Charmaz, K. (2006). *Constructing grounded theory. A practical guide through qualitative analysis*. London: Sage.
- Descartes, R. (2009). *Meditationen über die erste Philosophie*. Berlin: Akademischer Verlag.
- Devereux, Georges (1973). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. München: Hanser.
- Döring, N., & Bortz, J. (2016). *Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften* (5., vollst. überarb., akt. u. erw. Aufl.). Heidelberg: Springer.
- Edwards, D., Ashmore, M., & Potter, J. (1995). Death and furniture: The rhetoric, politics and theology of bottom line arguments against relativism. *History of the Human Sciences*, 8, 25–49.
- Flick, U. (2007). *Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Graumann, C. F. (1994). Die Forschergruppe. Zum Verhältnis von Sozialpsychologie und Wissenschaftsforschung. In W. M. Sprondel (Hrsg.), *Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion* (S. 381–403). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Heisenberg, W. (1927). Über den anschaulichen Inhalt der quantentheoretischen Kinematik und Mechanik. *Zeitschrift für Physik*, 43(3), 172–198.
- Kuhn, T. S. (2003 [1962]). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Littig, B. (2012). Auf Stöckelschuhen. Zur Praxeografie des Tango-Tanzens. In N. Schröer, V. Hinnenkamp, S. Kreher, & A. Pöferl (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie: Beiträge der 3. Fuldaer Feldarbeitstage* (S. 395–410). Essen: Oldib-Verl.
- Markard, M. (2009). *Einführung in die Kritische Psychologie*. Hamburg: Argument.
- Mayring, P. (2002). *Einführung in die qualitative Sozialforschung: Eine Anleitung zum qualitativen Denken* (5. Aufl.). Beltz: Weinheim.
- Mey, G. (Hrsg.). (2005). *Handbuch Qualitative Entwicklungspsychologie*. Köln: KSV.
- Mey, G., & Mruck, K. (2014). Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen. Zur Einführung in den Themenband: Hintergrund, Konzept, Erfahrungen und Reflexionen zum „Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung“. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen* (S. 9–32). Wiesbaden: Springer VS.

- Mey, G., & Mruck, K. (Hrsg.). (2010). *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Mruck, K., & Mey, G. (2007). Grounded theory and reflexivity. In A. Bryant & K. Charmaz (Hrsg.), *The Sage handbook of grounded theory* (S. 487–510). London: Sage.
- Rijsman, J., & Stroebe, W. (1989). The two social psychologies or whatever happened to the crisis. *European Journal of Social Psychology*, 19(5), 339–344.
- Rost, J. (2003). Zeitgeist und Moden empirischer Analysemethoden. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 4(2), Art. 5. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs030258>. Zugegriffen: 18. Febr. 2016.
- Schweppenhäuser, G. (1996). *Theodor W. Adorno zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Sieben, A., & Scholz, J. (2012). *(Queer-)Feministische Psychologien: Eine Einführung*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Windelband, W. (1894). *Geschichte und Naturwissenschaft* (3. Aufl. 1904). Straßburg: Heitz. http://www.hs-augsburg.de/~harsch/germanica/Chronologie/19Jh/Windelband/win_rede.html. Zugegriffen: 18. Febr. 2016.
- Winter, R. (2010). Ein Plädoyer für kritische Perspektiven in der qualitativen Forschung. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 12(1), Art. 7. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs110171>. Zugegriffen: 18. Febr. 2016.

Über die Autoren

Morus Markard, geb. 1948, Dr. phil. habil., Dipl.-Psych., apl. Professor für Psychologie an der FU Berlin. Buchveröffentlichung u. a. „Einführung in die Kritische Psychologie“ (2009, 4. Aufl. 2012).

Günter Mey, Prof. Dr. phil. habil., Professor für Entwicklungspsychologie und Qualitative Methoden an der Hochschule Magdeburg-Stendal; Leitung des Instituts für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie Berlin. Forschungsschwerpunkte: Qualitative Forschung, Biografie und Identitätsforschung, Kulturpsychologie, Open Access, Wissenschaftskommunikation. Er ist Mitherausgeber der internationalen Open-Access-Zeitschrift FQS – Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research und hauptverantwortlicher Organisator der jährlichen Veranstaltung Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung. Veröffentlichungen: Günter Mey zeichnet sich neben zahlreichen Zeitschriftenartikeln und Buchbeiträgen zu qualitativer Forschung verantwortlich für die Herausgeberschaft des „Handbuch Qualitative Entwicklungspsychologie“ (2005) und gemeinsam mit Katja Mruck für „Qualitative Forschung“ (2005), „Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen“ (2014) und dem „Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie“ (2010) sowie die beiden „Grounded Theory Reader“ (2007 und 2011 als erweiterte und aktualisierte Ausgabe).

Julia Scholz, Dipl.-Psych., studierte in Köln und arbeitete als wiss. Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Diskriminierung und Toleranz in Zwischengruppenbeziehungen“. Mit Anna Sieben schrieb sie das Einführungsbuch „(Queer-)Feministische Psychologien“ und ist Mitorganisatorin der wandernden Konferenz „Feministische und Queere Perspektiven für die Psychologie“. Sie arbeitet und lehrt an der Universität zu Köln und schließt gerade ihre Dissertation zu wissenschaftstheoretischen Fragen einer queeren Psychologie ab.

Stefan Thomas, Dr., geb. 1971, Professor für Empirische Sozialforschung am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Potsdam. Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte auf der Ebene der Theorie sind: Genese von Individualität und Subjektkonstitution im Rahmen einer reflexive Sozialpsychologie mit Schwerpunkt auf randständige Lebenslagen. Auf der Ebene der Methode: qualitative Psychologie, Ethnografie und partizipative Methoden. Biografisch wichtig war die Einsicht: Kritik bedeutet immer ein persönlicher Bruch mit einer als nicht akzeptabel erfahrenen Wirklichkeit, der man sich in ihrem So-Sein auch nicht beugen mag.

Jonas Rüppel, Dipl.-Psych., Dipl.-Soz ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsbereich „Biotechnologie, Natur und Gesellschaft“ des Instituts für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main und Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes. In seiner Promotion befasst er sich mit der Rekonfiguration von Pathologie und Normalität in der psychiatrischen Biomarker-Forschung.

Tom David Uhlig, hat unter anderem Psychologie in Frankfurt studiert und ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der *International Psychoanalytic University* in Berlin, Mitglied des *AK kritische Psychologie Frankfurt* und der *Forschungswerkstatt Tiefenhermeneutik* sowie Mitherausgeber der *Freien Assoziation. Zeitschrift für psychoanalytische Sozialpsychologie*. Unter anderem hat er den Sammelband *Schiefheilungen. Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus* (VS-Verlag) mitherausgegeben.

Perspektiven kritischer Psychologie und qualitativer
Forschung

Zur Unberechenbarkeit des Subjekts

Heseler, D.; Iltzsche, R.; Rojon, O.; Rüppel, J.; Uhlig, T.D.
(Hrsg.)

2017, VI, 382 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-14019-9